Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt

Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine

Band: 116 (1998)

Heft: 37

Artikel: Die Denkmäler der Nachkriegszeit: die Inventarisation der Architekturperiode 1935-65 am Beispiel von Zürich

Autor: Dangel, Karin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79565

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Karin Dangel, Zürich

Die Denkmäler der Nachkriegszeit

Die Inventarisation der Architekturperiode 1935–65 am Beispiel von Zürich

Immer öfter sind die Bauten der Nachkriegszeit Gegenstand von denkmalpflegerischen Debatten. Dass ein nur fünfzig Jahre altes Gebäude bereits Denkmalwert besitzen soll, stösst selbst bei Fachpersonen noch oft auf Unverständnis.

Natürlich stellt sich die Frage, wie alt denn ein Gebäude sein muss bzw. wie jung es sein darf, um denkmalwürdig zu sein. Um mit den Worten Alois Riegls zu sprechen, besitzt jedes von Menschenhand geschaffene Werk Alterswert, «sofern es nur äusserlich hinreichend sinnfällig verrät, dass es bereits geraume Zeit vor der Gegenwart existiert und ‹durchlebt› hat».[1] Zweifellos objektiviert zeitliche Distanz das Urteil über eine Kulturepoche. Allerdings werden viele Bauten der Nachkriegszeit gar nicht erst so alt, dass die Öffentlichkeit ihren Denkmalwert anerkennen könnte.

Die Kurzlebigkeit neuer Baumaterialien, hohe wärmetechnische Anforderungen, Nutzungsänderungen oder Verdichtungsmassnahmen bedrohen heute Bauten der Nachkriegszeit in besonderem Mass. Dabei wird zu Gunsten der billigsten Lösung auf die Subtilität zeittypischer Gestaltungsmittel vielfach keine oder zuwenig Rücksicht genommen. Oft verfremden neue Techniken und Materialien die dokumentarische Aussage und beeinträchtigen die architektonische Qualität, bevor sich die Frage nach dem Denkmalwert überhaupt stellt. Unabhängig vom Alter eines Gebäudes ist die Denkmalpflege spätestens dann gefragt, wenn die charakteristischen Bauzeugen einer Epoche durch unsensible Sanierungs- oder Renovationsmassnahmen nach und nach aus dem Stadtbild verschwinden.

Situation in der Schweiz

In Deutschland, wo die Bauten der Wiederaufbaujahre aus dem Erscheinungsbild der Innenstädte nicht wegzudenken sind, ist der Stellenwert der Nachkriegsarchitektur weniger umstritten. Als 1980 die im Volksmund «schwangere Auster» genannte Kongresshalle in Berlin[2] teilweise einstürzte, war das damals erst 23jährige Gebäude bereits als Baudenkmal eingetragen. 1990 führte das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz in Hannover eine Fachtagung durch, die den Schutz und die Erhaltung von Bauten der 50er Jahre zum Ziel hatte.[3] Mit etwas Verspätung befassen sich die Fachstellen für Denkmalpflege mittlerweilen auch in der Schweiz mit den Bauzeugen der Nachkriegszeit.

Das Inventar schützenswerter Bauten der Stadt Bern zum Beispiel kennt keine Zeitgrenze. Seit Festlegung des ersten Quartierinventars im Jahr 1982 werden hier auch jüngere Häuser nach denkmalpflegerischen Gesichtspunkten instandgestellt. Bernhard Furrer, Denkmalpfleger der Stadt Bern, ist zudem Autor des Architekturführers «Aufbruch in die fünfziger Jahre»[4], der das Baugeschehen im Kanton Bern zwischen 1939 und 1960 zusammenfasst und architekturgeschichtlich einordnet. Obwohl auf den Kanton Bern beschränkt, besitzt das Werk Pioniercharakter, weil es erstens von gesamtschweizerischem Interesse ist und zweitens Fachleute wie Laien auf ein bislang noch wenig diskutiertes Architekturthema aufmerksam macht. Das bestehende Inventar der städtischen Denkmalpflege von Basel enthält Objekte bis zum Baujahr 1940, eine Bestandesaufnahme der Nachkriegsarchitektur mit Schwerpunkt auf den 50er Jahren ist zurzeit in Bearbeitung. Ein aktuelles Thema sind die Bauzeugen der jüngeren Vergangenheit in der Stadt St. Gallen. Hier hat der Stadtrat gerade über eine Vorlage zu entscheiden, die die Erweiterung des Inventars schützenswerter Bauten mit rund hundert Objekten aus der Zeit zwischen 1920 und 1970 vorsieht. Erst kurze Zeit zurück liegt dieser Entscheid in Zürich, wo im Frühling 1998 eine Inventarergänzung gutgeheissen wurde, die rund 140 Bauten oder Gebäudegruppen aus der Periode zwischen 1935 und 1965 umfasst. Am Beispiel Zürich sollen nun die Überlegungen und Auswahlkriterien bei der Inventarisierung der genannten Architekturepoche etwas näher beleuchtet und anhand von konkreten Beispielen illustriert werden.

Wohnsiedlung «Sunnige Hof» in Schwamendingen. Architekt Karl Kündig, 1943

Architekturgeschichtlicher Überblick

Rund 24 000 Bauten aus der genannten Zeitspanne wurden systematisch auf wichtige historische Zeugen überprüft. In die Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg fällt die grösste Bautätigkeit; d.h., zwei Drittel des heute bestehenden Bauvolumens wurden nach 1930 realisiert. Bei 1965 die obere Grenze zu ziehen war nicht zwingend, erwies sich angesichts des zu bewältigenden Bauvolumens und auch aus wissenschaftlichen Überlegungen aber als sinnvoll. Historisch gesehen lässt sich der definierte Zeitraum in zwei Phasen gliedern: Die Jahre von Krise, Krieg und Knappheit zwischen 1935 und 1948 und die Zeit des Aufschwungs und beginnenden Wohlstands zwischen 1949 und 1965. Aus architekturgeschichtlicher Sicht können vier Hauptströmungen ausgemacht werden, die sich teilweise überlappen oder miteinander einhergehen. Wichtiges Ereignis für das Architekturgeschehen der Nachkriegszeit war die Landesausstellung 1939. Die Landi wurde zum Leitbild zweier Baugesinnungen, die vor allem die 40er und 50er Jahre nachhaltig prägten.

Ländliche Tradition

Das «Landidörfli» am rechten Zürichseeufer galt als Symbol einer rückwärtsorientierten Heimatstil-Tendenz, die sich in einer traditionellen, ländlich geprägten Architektur niederschlug. Der sogenannte Landistil[5] fand vor allem im Wohnungsbau der 40er Jahre Verbreitung. Als Reaktion auf die drohende Verstädterung entstanden die weiträumigen, flachen Zeilenbausiedlungen, die bewusst im Grünen liegen und dörflichen Charakter haben sollten. Bezeichnend ist die schlichte, sorgfältig detaillierte Bauweise mit Vorliebe für handwerkliche Details und heimatlich wirkende Ornamente.

Die Rationierung von Zement während des Krieges führte zu einem Rückgriff auf natürliche, verfügbare Bau-

stoffe wie Holz und Stein, so dass sich der Wunsch nach einer ländlichen Wohnform auch in der Materialisierung spiegelt. Eindrückliches Beispiel ist die 1943 erbaute Wohnsiedlung «Sunnige Hof» in Schwamendingen, die mit ihrer dörflichen Struktur, den Nutzgärten und Schopfanbauten einem Weiler ähnelt und die angestrebte Harmonie zwischen Stadt und Landschaft exemplarisch verkörpert. Bei der damaligen Avantgarde stiess die Rückkehr zum Rustikalen und Bodenständigen – die übrigens kein schweizerisches Phänomen war, sondern auch aus Deutschland oder Österreich bekannt ist – auf wenig Begeisterung. Der Kunsthistoriker Willy Rotzler sah darin den Ausdruck einer Flucht aus der Zeit, «eine Surrogat-Befriedigung der Sehnsucht nach verlorener innerer Bindung an die heimatliche Erde».[6] Dass dem Heimatstil der Nachkriegszeit aber auch eine durchaus moderne Bauauffassung zugrunde liegt, hatte Peter Meyer, Architekturhistoriker und langjähriger Redaktor der Zeitschrift «Werk», schon 1939 erkannt. Im Zusammenhang mit dem Landidörfli stellte er fest, dass die schlichte, akzentlose einheimische Baukunst der modernen Architektur näher stehe als die manierierten Stilformen des Historismus.[7]

Kurven und Raster

Als Gegenpol zum Landidörfli erhoben sich am linken Zürichseeufer die funktionalistischen Ausstellungshallen, die eine moderne, technisch fortschrittliche Architektur verkörperten. Das 1939 durch die Architekten Max E. Haefeli, Werner Moser und Rudolf Steiger erbaute Kongresshaus gehört zu den ersten Vorboten dieser Stilrichtung, die ihre Hochblüte erst zu Beginn der 50er Jahre erlebte. Kurvilineare Formen, durch Gitter, Lamellen, Stab- und Linienraster strukturierte Flächen, Farbakzente sowie die schwebenden sogenannten Flugdächer gehören zu den unverkennbaren Stilmerkmalen. Wenn in der neueren Geschichtsschreibung von dieser Periode überhaupt die Rede ist, wird sie gerne als Formalismus abgetan. In seinem 1987 erschienenen Werk «Moderne und Postmoderne» interpretiert der Frankfurter Architekturhistoriker Heinrich Klotz die typischen Formen der 50er Jahre als Überhöhung der blossen Figur zur symbolhaften Gestalt. Die Kurven und Schwünge sollten nach Klotz ein Gefühl der Erleichterung und der Leichtigkeit entstehen lassen, um die «niederhaltende neoklassizistische Kantigkeit der Kriegsjahre, ja überhaupt die Düsternis dieser Zeit» zu überwinden.[8]

Schon 1951 hatte Alfred Roth den Hang zum gefühlsbetonten, komplizierten Bauen kritisiert und seinen Berufskollegen «mangelnden Sinn für das Einfache» und «Angst vor der Fläche» vorgeworfen.[9] Ein solches Urteil von einem Protagonisten des Neuen Bauens erstaunt kaum, orientierte sich doch der Stil der 50er Jahre weniger an den Vorbildern der Klassischen Moderne als an den zeitgenössischen Beispielen skandinavischer oder amerikanischer Architektur. Insbesondere am Werk Alvar Aaltos, der sich mit seinen wellenförmigen Bauten oder den kurvig verformten Holzmöbeln schon in den 30er Jahren vom Primat des rechten Winkels abgewendet hatte. Oscar Niemeyer mit seiner grosszügig geschwungenen Linienführung oder aus Deutschland Hugo Häring und Hans Scharoun, die das organische Bauen in der Tradition des Expressionismus nach dem Zweiten Weltkrieg fortsetzten, mögen andere Quellen sein.

Warenhaus Jelmoli in Oerlikon. Architekt Carl Rathgeb, 1953/54

Technische Perfektion

Mitte der 50er Jahre trat eine Wende ein. Rechtwinklige Präzision löste den verspielten, gleitend kurvigen Linienfluss ab. Die funktionalen, kubischen Baukörper mit ihren nüchternen Hüllen knüpften an die Prämissen der klassischen Moderne an. Die Abkehr von regionalen Einflüssen und die Hinwendung zu einer internationalen Architektur zeichnen diese Periode aus. Zu den grossen Vorbildern gehörte Ludwig Mies van der Rohe, der bereits 1922 mit seinem Projekt für ein Bürogebäude in Stahlbeton den Musterbau schuf für die typische Geschäftshausarchitektur der 60er Jahre. Der regelmässige, quaderförmige Baukörper als Grossform, der neutrale, multifunktional verwendbare Raum, die Reduzierung der Materialskala auf wenige, immer wiederkehrende Baustoffe wie Metall und Glas und die glatte, in sich strukturierte Aussenhaut waren die wichtigsten Gestaltungsprinzipien, die seinem Werk zugrunde lagen. Seine Apartmenthäuser am Lake Shore Drive in Chicago (1949–1951), aber auch das Verwaltungsgebäude der Lever Brother Co. in New York der amerikanischen Architekten Skidmore, Owings und Merrill (SOM) von 1952 sind prominente Beispiele des sogenannten Curtain-Wall-Prinzips: In der als Sprossenwerk aus Stahl und Glas aufgebauten Fassade fand das Streben nach Leichtigkeit und Transparenz seine Erfüllung. Die Aussenwand verliert jede Schwere, die den verputzten oder steinverkleideten Bauten der vorangehenden Jahrzehnte noch anhaftete.

Geschäftshaus Waltisbühl an der Bahnhofstrasse. Architekt Rudolf Zürcher, 1955–57

Brutalistisch-plastischer Stil

Parallel zu den genannten Trends trat in den späten 50er Jahren eine Architekturströmung auf, die ihre Wurzeln im Spätwerk Le Corbusiers, aber auch im englischen New Brutalism um Alison und Peter Smithson hat. Diese skulpturale, körperliche Formensprache setzte sich vorwiegend bei öffentlichen oder sozialen Bauaufgaben wie Freizeitanlagen, Schulhäusern oder kirchlichen Bauten durch. Walter Förderer und Ernst Gisel zählen in der Schweiz wohl zu den wichtigsten Vertretern des in der Architekturgeschichte als Brutalismus bezeichneten Baustils. Die von Gisel erbauten Zürcher Schulhäuser Letzi oder Auhof sind ebenso typische wie qualitätvolle Beispiele, zu den repräsentativen Bauten aber zählt auch seine Jugendherberge in Wollishofen aus dem Jahr 1965. Die Verwendung von unbehandelten Materialien, mit Vorliebe Sichtbeton oder Sichtbackstein, die Ablesbarkeit der Konstruktion waren wichtige Anliegen der Brutalisten. Dass sich die Tendenz zu schweren, lastenden Formen auch im Wohnungsbau niederschlug, zeigt das Mehrfamilienhaus in Albisrieden der Architekten Rolf Limburg und Walter Schindler. Die betont archaische Formensprache des Sichtbacksteingebäudes ist unverkennbar eine Reverenz an die berühmten Wohnhäuser in Neuilly von Le Corbusier aus dem Jahr 1956.

Mehrfamilienhaus «In der Ey», Albisrieden. Architekten Rolf Limburg & Walter Schindler, 1960/61

Auswahlkriterien

Welches aber sind nun die denkmalwürdigen Bauten? Sicher die herausragenden Vertreter jeder Bauperiode, die besonders typischen Beispiele oder dann die seltenen. Voraussetzung ist in jedem Fall die künstlerische Qualität. Die Gliederung der Volumen, die Proportionierung der Baukörper wie der Fassaden, die Anwendung von Schmuckformen oder die Detailgestaltung sind bei der Beurteilung eines Gebäudes entscheidende Faktoren. Die künstlerische Qualität allein aber genügt selten, um den Denkmalwert zu begründen. Vielmehr ergibt sich die Denkmaleigenschaft aus einem Geflecht von Werten, die für den behandelten Zeitabschnitt zuerst ermittelt und erkannt werden mussten.

Spuren der Stadtentwicklung

Die Bauten der Nachkriegszeit sind in Zürich wichtige raumbildende Bestandteile hauptsächlich der neu entstandenen Aussenquartiere, aber auch im City-Bereich. Die Realisierung von städtebaulichen Konzepten in Form von ausgedehnten Wohnsiedlungen oder Quartierzentren ist typisch. Ein Musterbeispiel der Stadt- und Quartierplanung der 50er Jahre ist das Quartierzentrum Altstetten der Architekten Werner Stücheli und Robert Landolt. Die auf Initiative von Quartier-Politikern entstandene und nach einheitlichem Plan erbaute Platzanlage mit Hotel- und Saalbau stellt noch heute das geschäftliche wie kulturelle Zentrum Altstettens dar. Ebenso zeittypisch ist die Sihlporte, die mit ihren repräsentativen Geschäftshäusern zu den urbansten Plätzen Zürichs gehört. Die Entwicklung zum modernen City-Quartier setzte hier bereits in den späten 20er Jahren ein. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Sihlporte nach einem einheitlichen städtebaulichen

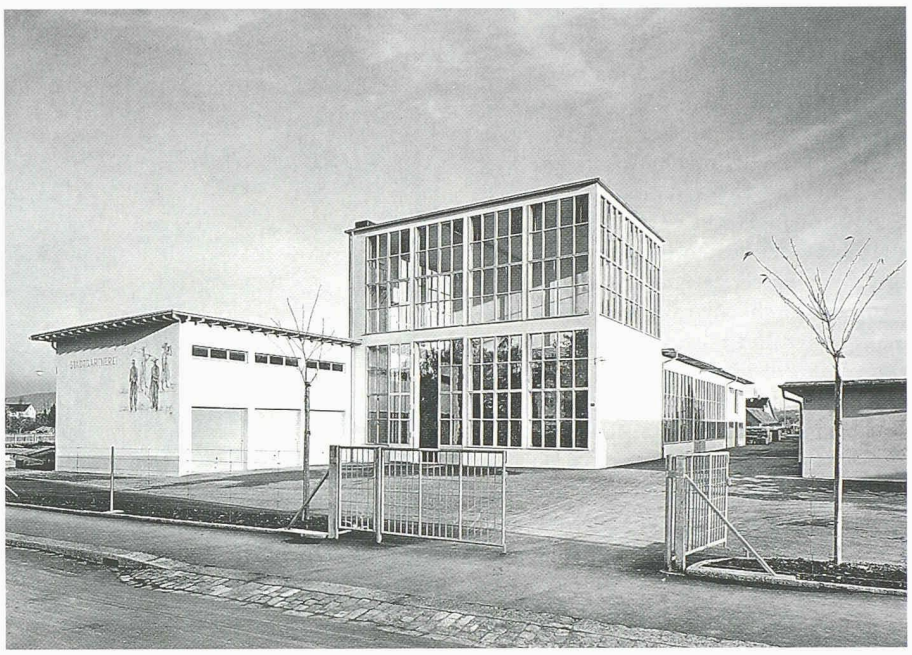
Lindenplatz in Altstetten. Architekten Werner Stücheli und Robert Landolt, 50er Jahre

Plan erweitert. Mit zum Platzzentrum hin erhöhten Kopfbauten und dem Strassenverlauf folgenden geschwungenen Rasterfassaden bestimmen die Geschäftsbauten der frühen 50er Jahre die Stadtstruktur und organisieren die Verkehrsströme. Architekten wie Roland Rohn, Karl Egender oder Ernst Schindler haben hier bedeutsame Bauten geschaffen, die die siedlungsgeschichtlichen und stadträumlichen Zusammenhänge der Nachkriegszeit verständlich machen.

Bautypologischer Aspekt

Jede Bauaufgabe entwickelt ihren eigenen formalen Ausdruck. Während die technizistische Bauweise mit Glas und Metall vorab im Geschäfts- oder im Industriebau Verwendung findet, herrscht - wie gezeigt - bei Wohnhäusern oft eine eher traditionelle Formensprache vor. Seltene Baugattungen wie zum Beispiel die Stadtgärtnerei in Albisrieden mit ihrem turmartig erhöhten gläsernen Palmenhaus sind erhaltenswert allein schon wegen ihrer Einmaligkeit. Geläufigere Baugattungen indessen sind den sich ständig wandelnden nationalen und internationalen Architekturtendenzen unterworfen. Denkmalwert besitzen jene Gebäude, die eine bautypologische Etappe einleiten, die für die weitere Stilentwicklung bedeutsam sind oder einen bestimmten Typus repräsentieren. Am Beispiel des Geschäftshauses lässt sich die bautypologische Entwicklung anschaulich aufzeigen.

Im Zeichen des Neuen Bauens traten vor dem Zweiten Weltkrieg die Geschäftshäuser als monolithische Baukörper in Erscheinung. Die glatten Lochfassaden - bisweilen rund geschliffen in Mendelsohnscher Manier - thematisierten die Grossstadt als stromlinienförmiges Gebilde. Im Laufe der 40er Jahre setzte sich der Typus des mehrgeschossigen, vielachsigen Geschäftshauses mit Rasterfassade, schwebenden Dächern und zurückspringenden Ladengeschossen durch. Als Prototyp dieser Geschäftshausarchitektur gilt der Bleicherhof von Otto Rudolf Salvisberg aus dem Jahr 1940. Mitte der 50er Jahre löste die neutrale, das Volumen betonende Glasscheibe den funktional gegliederten Steinbau ab. Mit seinem Hochhaus «Zur Bastei» führte Werner Stücheli diesen Typus 1955 in Zürich ein. Das neunstöckige Gebäude beruht auf einer Eisenbetonskelettkonstruktion, seine leicht geknickten Fassaden sind vollständig verglast. Noch konsequenter kommt das Curtainwall-Prinzip zwei Jahre später beim Geschäftshaus Waltisbühl (mit Laden PKZ) von Rudolf Zürcher an der Bahnhofstrasse zum Ausdruck. Die Fassade des kubischen Baukörpers ist als vorgehängtes, selbsttragendes Aluminiumnetz konzipiert, das die Fensterverglasung wie die gläsernen Brüstungsplatten aufnimmt.[10]



Stadtgärtnerei in Albisrieden. Architekt Heinrich Weilenmann, 1940 (oben)

Geschäftshaus Bleicherhof. Architekt Otto Rudolf Salvisberg, 1939/40 (unten)

Geschichtliche Bedeutung

Ein weiteres Kriterium für die Bestimmung des Denkmalwerts eines Gebäudes ist seine geschichtliche Bedeutung. Die Architektur widerspiegelt die politischen, sozialen und kulturellen Verhältnisse in der jeweiligen Gesellschaft. Zu den historischen Zeugen der Nachkriegszeit in Zürich gehört sicher die «Fischstube» im Quartier Riesbach, die 1939 für die Landesausstellung erbaut worden war. Das über dem Wasser errichtete Restaurant war Teil des Landidörfli. Als einziges Überbleibsel der legendären Ausstellung ist die «Fischstube» trotz verschiedener baulicher Veränderungen wichtiger Erinnerungsträger. Als bemerkenswertes Beispiel eines sozialgeschichtlichen Bauzeugen verdient die Alterssiedlung Espenhof in Albisrieden Erwähnung. Die dorfartig angelegte, zwischen 1952 und 1955 realisierte Wohnüberbauung war die erste Alterswohnsiedlung Zürichs für einkommensschwächere Bevölkerungsschichten. Die

Grundrisseinteilung in kleine Wohneinheiten mit eigenem Eingang, Küchen- bzw. Badbereich garantierte eine grösstmögliche Selbständigkeit, gleichzeitig entlasteten Gemeinschaftseinrichtungen die Betagten bei der Bewältigung des Alltags. Als Alternative zum kasernenartigen Altersasyl stellte diese Wohnform für ältere Leute damals nicht nur in Zürich ein Novum dar, sondern fand internationale Beachtung.

Schlussbemerkung

Neben wirtschaftlicher Prosperität und dem ungebrochenen Glauben an den Fortschritt stand die Nachkriegszeit unter dem Eindruck der geistigen Landesverteidigung und des kalten Krieges. Noch heute werden diese Jahrzehnte mitunter als Zeit des kulturellen und ideologischen Stillstands verteufelt und die Erscheinungsformen der Nachkriegszeit als Inbegriff des schlechten Geschmacks diskreditiert. Obwohl sich Qualität und baukünstlerischer Wert der damaligen Architektur inzwischen sachlich und distanziert betrachten und wissenschaftlich begründen lassen, sind denkmalpflegerische Entscheide bei Bauten dieser Epoche oft besonders unpopulär und politisch schwer durchsetzbar. Mit der Inventarisation sind zwar die rechtlichen Voraussetzungen geschaffen, die Zerstörung der Denkmalsubstanz allerdings ist damit noch nicht definitiv verhindert. Nur durch ständige Aufklärung und Information können Bauwillige und Baufachleute für die Anliegen der Denkmalpflege gewonnen werden. Allerdings hängt die Erhaltung der Nachkriegsbauten nicht allein von der Akzeptanz und vom Erhaltungswillen ab, sondern auch von den technischen Möglichkeiten.

Die Anwendung neuer Baumaterialien wie Stahlbeton, Aluminium, Glasbausteine oder Kunststoffe stellt die Denkmalpflege vor noch ungelöste Probleme bei der Konservierung. Die schmalen Betonplatten, schlanken Stahlstützen oder dünnen Glasscheiben, wie sie heute im Zeitalter der Energieeinsparung gar nicht mehr genehmigt würden, machen die Sanierung der Nachkriegsbauten nicht ganz einfach. Nicht nur die neuen Materialien und Konstruktionsweisen, auch die damaligen Gestaltungsprinzipien erfordern neue denkmalpflegerische Ansätze. Solange die idealen Methoden noch nicht gefunden sind, müssen die zuständigen Fachleute Pionierarbeit leisten. Und solange ihnen die nötige Erfahrung fehlt, sind sie aufgefordert, ihre Unsicherheit zu kommunizieren, Probleme zur Diskussion zu stellen und offen zu sein gegenüber neuen - auch unkonventionellen - Lösungen.

Adresse der Verfasserin:
Karin Dangel, lic. phil. I, Florhofgasse 3, 8001 Zürich

Bilder

1-8: Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich (BAZ)

Anmerkungen

[1] Alois Riegl: Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen und seine Entstehung. In: Georg Dehio, Alois Riegl: Konservieren, nicht restaurieren. Streitschriften zur Denkmalpflege um 1900, Braunschweig 1988. S. 49.

[2] Erbaut 1956-57 durch den Architekten Hugh Stubbins.

[3] Die Ergebnisse der Fachtagung sind in der folgenden Publikation zusammengefasst: Architektur und Städtebau der fünfziger Jahre. Ergebnisse der Fachtagung in Hannover 1990, Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Band 41, Bonn 1990.

[4] Bernhard Furrer: Aufbruch in die fünfziger Jahre. Bern 1995.

[5] Der Ausdruck «Landistil» ist mit Vorsicht zu gebrauchen, gerade weil sich an der Landesausstellung 1939 verschiedene Baugesinnungen manifestierten.

[6] Willy Rotzler: Heimatschutz und Heimatstil. In: Werk-Chronik, Nr. 10, 1954. S. 223.

[7] Das Werk, 11/1939, Sonderheft VII zur Schweiz. Landesausstellung. S. 342.

[8] Heinrich Klotz: Moderne und Postmoderne. Architektur der Gegenwart. 1960-1980, 3. Auflage, Braunschweig/Wiesbaden 1987. S. 27.

[9] Alfred Roth: Zeitgemässe Architekturbetrachtungen. In: Werk, 3/1951. S. 65-76.

[10] Vgl. dazu Christof Kübler: Standbilder des Zürcher Architekturgeschehens. In: 50 Jahre Auszeichnung für gute Bauten in der Stadt Zürich, Zürich 1995. S. 47 ff.

Fischstube, Teil des «Landidörfli» an der Landesausstellung von 1939. Architekt Karl Kündig